# Feuilleton

## KOMPAKT

KULTURPOLITIK

### Grütters kritisiert Weimarer Kürzungen

Der Streit um die Finanzierung der Klassik Stiftung Weimar sorgt auf Bundesebene für Irritation. Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) kritisierte die Absicht der Stadt Weimar, ihre Zuwendungen für die zweitgrößte deutsche Kulturstiftung zu verringern. Es sei irritierend, dass die Stadt ein Fragezeichen hinter die Stiftungsfinanzierung setze, sagte Grütters. Die Klassik Stiftung, zu der unter anderem die Museen für die Dichter Goethe und Schiller, das Bauhaus-Museum und das Stadtschloss in Weimar gehören, wird anteilig von Bund, Land und Kommune finanziert. Grütters schloss aus, dass der Bund bei einer Kürzung der städtischen Anteile einspringt: „Der Bund leistet nicht den Ausgleich, wenn sich andere Hoheitsträger zurückziehen“. Bund und Land tragen jeweils 45 Prozent der Stiftungskosten, das sind jährlich insgesamt rund 21 Millionen Euro. Die Stadt hat bislang zehn Prozent übernommen – mehr als zwei Millionen Euro pro Jahr.

DRESDEN

### Ein „Euro“-Bild ersetzt Baselitz im Albertinum

Die Kunsthistorikerin Hilke Wagner hat ihre Entscheidung verteidigt, nach dem Abhängen der Baselitz-Bilder im Dresdner Albertinum den Saal mit nur einem Werk zu bestücken. Den vorerst nahezu leeren Raum in der Dauerausstellung der Galerie Neue Meister wolle sie als Kommentar zur geforderten Rückgabe der Werke verstanden wissen, sagte die Direktorin des Museums. Im früheren Baselitz-Saal hängt seit Freitag ein einziges Bild des Malers Thomas Bayrle. Auf dem Werk von 1998 fahren Spielzeugautos auf einem riesigen Euro-Zeichen im Kreis. Es trägt den Titel „Euro“ und stand zuletzt im Depot. Es wäre einfach gewesen, statt Georg Baselitz etwa zeitgenössische Kunst von Neo Rauch oder Eberhard Havekost zu hängen, sagte Wagner. Das sei jetzt aber „ein Moment, wo man erst mal innehalten muss“. Daher sei die Auswahl dieses Bildes auch ein Statement.

MUSEEN

### 170.000 Besucher bei Cranach-Ausstellungen

Rund 170.000 Besucher haben die beiden großen Cranach-Ausstellungen in Gotha und Eisenach besucht. Nach etwa vier Monaten endete am Sonntag im Herzoglichen Museum in Gotha die Schau „Bild und Botschaft. Cranach im Dienst von Hof und Reformation“ mit mehr als 52.000 Gästen. „Die Resonanz auf unsere Ausstellung war überwältigend“, erklärte Stiftungsdirektor Martin Eberle. Die Wartburg zählte bis Sonntag fast 118.000 Besucher im Museum und in der Ausstellung „Bild und Botschaft“. Thüringen erinnert mit einem Cranach-Jahr an den 500. Geburtstag von Lucas Cranach dem Jüngeren.

## THEMA

PA / DPA / BÜTTNER

FESTIVAL

Lärm und Likör: Peter Wawerzinek über die Zappanale

Seite 22

# Kann die Kunst den Griechen helfen?

THESSALONIKI BIENNALE 5

Was wird hier verzockt? „Working for a World Free of Poverty“ – Fotoserie von Adelita Husni-Bey

WERNER BLOCH

„Von Athen lernen“, behauptet die 2017 dorthin ausgelagerte documenta. Einen Vorgeschmack liefert die Biennale von Thessaloniki

Es waren hässliche Szenen, die sich Anfang Juli auf den Straßen Athens abspielten. Auch Künstler und Kulturschaffende gingen einander verbal an die Gurgel, nachdem die Medien, vor allem die privaten TV-Sender, beide Lager gegeneinander aufgepeitscht hatten. Gleich nach dem Referendums-Hype fiel das Land allerdings in Schockstarre. „Es ist ungewohnt ruhig in Athen, viel weniger lebendig als sonst“, verkündete ein Augenzeuge, der Leiter der documenta 14, Adam Szymczyk.

Szymczyk muss es wissen: Der Mann verbringt ungewöhnlich viel Zeit im Flugzeug zwischen Resteuropa und Athen. Der Kurator hat Pläne, die schlicht irrsinnig wirken. Zum Beispiel das Motto, das er für die documenta als Leitmotiv ausgegeben hat: „Von Athen lernen“. 2017 soll die documenta zeitgleich und gleichberechtigt in Kassel und Athen stattfinden.

Athen als Lehrbeispiel – das klingt nach blankem Hohn angesichts des drohenden griechischen Desasters. Doch die Formel „Von Athen lernen“ ist ernst gemeint. Szymczyk will das Griechenlandbild auf den Kopf stellen – und das Selbstbewusstsein der Europäer durchschütteln. Es fuchst ihn, dass die Griechen zu Parias geworden und gleichsam auf menschliches Ramschniveau herabgestuft worden sind.

Athen, meint der smarte Kulturmanager, sei mehr als ein Stopover für Ägäis-Touristen. In der Metropole sieht er einen produktiven „melting point der Probleme“ – der biete sich an, um Krisenmechanismen wie unter dem Brennglas zu erkennen und einen Lernprozess einzuleiten, von dem die Menschen im Norden profitieren könnten. Ambitionierter könnte ein Projekt nicht sein.

Ende Juni hat Szymczek übrigens auch einen Abstecher nach Thessaloniki gemacht, wo gerade die fünfte Biennale für Gegenwartskunst eröffnet wurde – eines der wichtigsten Kulturereignisse Griechenlands, das diesmal in einem kunstfernen Expo-Park abgehalten wird. „Zwischen dem Pessimismus des Intellekts und dem Optimismus des Willens“ – so lautet der Titel nach einem Zitat des italienischen Alt-Marxisten Antonio Gramsci. Zwischen voluntaristischer Schaffenskraft und der Bleichheit des Geistes – genau an der Kante, an der Griechenland heute steht.

„Wir sind ein merkwürdiges Land“, sagt die Kuratorin Katerina Gregos, die aus Athen stammt, aber seit Jahren in Brüssel lebt. „Geografisch gehören wir zum Balkan, zur Türkei, zum Mittelmeer. Aber wir haben immer nach England, Frankreich oder Deutschland geschaut“, meint die unter Strom stehende, renommierte Kunsthistorikerin. „Deshalb war Griechenland isoliert. Die Wirtschaftskrise beschert uns jetzt mehr Aufmerksamkeit und paradoxerweise einen Boom der Kunst. Griechenland ist arm, aber sexy. Das Elend macht uns exotischer, die Krise attraktiv. Man kann fast von einer Art poor-nography sprechen.“

Zum Beispiel die Gruppe Depression Era, ein landesweites Kollektiv von 43 Künstlern. Im Video tritt ein verstörter Mann im Anzug auf, voller Ticks, Menschen aus der Mittelschicht, die an sich herumzupfen, offenbar psychisch Geschädigte. Man sieht auf ästhetisch perfekt komponierten Fotos Migranten – der schwarze Kopf eines Flüchtlings, der sich so vor der Akropolis postiert, als wäre sein Kopf auf einen Zaun aufgespießt. Und es gibt Ansichten auf ein verzerrtes, unwirkliches Athen aus einer extrem künstlichen Perspektive – als wäre die Stadt schlicht nicht mehr fassbar.

„Wenn man tief in der Krise steckt, ist es, als wäre man gar nicht da“, sagt Petros Babasikas, Gründungsmitglied und Architekt. „Man wird nicht zur Kenntnis genommen. Unsere Mission ist es, einige dieser Schicksale ans Licht zu bringen, die sehr persönlich sind.“

„Ich mag den Begriff Krise nicht“, meint Christos Chrisopoulos, 47, einer der brillantesten Schriftsteller seiner Generation. Es gehe nicht nur um Politik und Wirtschaft. Die Sache sei viel komplexer. „Es ist, als hätte uns jemand gesagt: Alles, was du in der Vergangenheit von dir selbst wusstest, ist falsch. Diese Blase ist geplatzt, in der kurzen Zeit von 3 bis 4 Jahren, ab 2010. Es geht um das, was wir sind, um griechische Identität.“

Wer aber hat das alles eingebrockt? Auch dafür gibt die Ausstellung eine – ironische – Antwort. In einem Raum sind die Wände mit ganz einfachen Porträtzeichnungen bedeckt. Sie zeigen Banker wie Christine Lagarde und Dominique Strauss-Kahn, die ja beide von der französischen Justiz verfolgt wurden. Oder den New Yorker Betrüger Madoff. Allesamt problematische Persönlichkeiten, die ganze Völker in den Abgrund stürzen können. Vor jeder Zeichnung liegt ein Stein, auf ihm sind Geburtsdatum und -ort der Banker notiert. „Voodoo-Art“ nennt der Künstler James Beckett diese Inszenierung und ruft zu einem antikapitalistischen Ritual auf.

Und dann ist da noch diese Goldmine. Sie liegt nahe am Erholungsgebiet Chaldiki, wo jährlich Tausende Urlaub machen, nicht weit von einem der schönsten Strände des Landes. Das Dumme ist nur: Seit ein paar Jahren wird hier Gold durch Fracking gewonnen. Die toxischen Rückstände aber machen das Wasser zu einem tödlichen Genuss. Zwei Filmemacherinnen, Angela Melitopoulos und Angela Anderson, dokumentieren den Widerstand gegen die ökologische Sauerei. Sie ist erst entstanden, nachdem die griechische Mine während der Krise an ein kanadisches Konsortium verkauft worden war. Und sie nutzt nur dem kanadischen Betreiber: Griechenland bekommt dafür so gut wie nichts, nämlich nur die Lohnsteuer auf die Gehälter der 1400 Arbeiter. „Alle fordern von Griechenland Reformen“, sagt Melitopoulos. „Aber sollen sie so aussehen wie beim Verkauf dieser Mine?“

Es sind solche Themen, die auch das documenta-Team inspirieren. Der Kunst traut man in Griechenland eine Menge zu. Vielleicht wird sie zurzeit nirgendwo ernster genommen. Gerade mal vier Jahre ist es her, dass die „New York Times“ hier einen Kunstboom gewittert hat – nach dem Motto „Fuck the Crisis, Let’s Dance“. Athen, hieß es damals, sei das neue Berlin.

Das mag übertrieben klingen. Doch die Zusammenarbeit mit dem documenta-Team könnte zum Glücksfall werden. Denn eine documenta, so der Kurator, müsse immer im Aufbruch sein. Das klingt hart für das kleine Kassel, das wenigstens in der Gegenwartskunst Exzellenz bewiesen hat. Doch Kassel, meint Scymczik, müsse sich öffnen, so wie die Deutschen lernen müssten, in ihrem Verhältnis zu Griechenland nicht immer nur aufs Geld zu starren.

Mit diesem Götzen räumt in Thessaloniki der spanische Künstler Carlos Aides auf. Er hat aus Geldscheinen die Herrscher- und Präsidentenporträts herausgeschnitten. „Ich arbeite in letzter Zeit viel über Banknoten, denn hinter allen großen Katastrophen der Welt steckt Geld“, sagt Aides. „Eigentlich nur Papier, aber mit surrealer Wirkung: Das Geld, das wir haben, gehört uns nicht. Rechtlich haben wir es nur von der jeweiligen Staatsbank ausgeliehen.“

Das vielleicht schönste Werk der Biennale von Thessaloniki ist eine Drehtür, durch die man erst in die Ausstellung gelangt – oder eben nicht gelangt. Denn diese Tür ist Kunstwerk und Hindernis in einem. Sie führt uns nicht dahin, wo wir wollen, sondern um 360 Grad genau an den Punkt zurück, an dem wir eingestiegen sind. Der Einstieg wird zum Ausstieg. Alles endet, wo es begann.

KOMMENTAR

## *Resi, i hol di mit dem Porsche ab*

MARC REICHWEIN

Das Doppel-L im Vorname steht so markant wie die Doppel-Eins im 911. Wir reden von Porsche. Daniell Porsche dürfen wir uns als guten Menschen vorstellen. Der 1973 geborene Urenkel von Ferdinand Porsche ist Cayenne-Fahrer, hat die Rudolf-Steiner-Schule besucht und engagiert sich für „seelenpflegebedürftige“ Kinder. Porsche hat Lyrik („Der Zitronenfalter“) und eine Autobiografie veröffentlicht. Er setzt sich für Ökotourismus und biologische Landwirtschaft ein. Neuerdings für Bücher. Er hat sich den Residenz-Verlag gegönnt.

Residenz, die Älteren erinnern sich, gehörte einige Nachkriegsjahrzehnte lang zu den renommiertesten Marken Österreichs. Peter Handke erschien hier, auch autobiografische Prosa von Thomas Bernhard. Im Jahr 2002 wurde der „Resi“ ziemlich unschön nach Deutschland verscherbelt, fiel ebenso zwischenzeitlich wie versehentlich an die Klett-Gruppe, später an ein niederösterreichisches Zeitungshaus. Zuletzt residierte Residenz in St. Pölten und hatte mit der Gründungsmarke von 1956 nicht mehr viel zu tun. Nun will Porsche das Verlagshaus nicht nur heim nach Salzburg holen, sondern sein Engagement auch dahingehend verstanden wissen, „dass im Zeitalter von E-Books schön gestaltete, werthaltige und gedruckte Bücher mit gutem Inhalt ihren Stellenwert nicht verlieren“.

Resi, i hol di mit dem Porsche ab. Nicht nur mit Porsches Einstieg bei Residenz erlebt Österreichs Verlagsszene zurzeit einen kräftigen Schub mäzenatischer Energie. Erst vor wenigen Monaten startete der Energy-Drink-Konzern Red Bull seine Buchsparte Benevento Publishing: „Bücher, die den Geist beflügeln“ hat der Getränkehersteller im Sinn – und konnte gleich mit seinem ersten Benevento-Titel Marketing-Wind in acht Weltsprachen entfachen. „Der Appell des Dalai Lama an die Welt“ steht auf der „Spiegel“-Bestsellerliste, Platz 1. Wir könnten jetzt fragen, ob der Dalai Lama Red Bull trinkt.

Viel näher liegt der Schluss, den der Branchenexperte Rüdiger Wischenbart im „Buchreport“ zieht: „Daniell Porsche ist ein besonders gutes Beispiel für den relativ neuen Typus der privaten Gestalter des öffentlichen kulturellen Lebens, mit denen zunehmend zu rechnen ist – von Seattle bis Salzburg.“ Was Amazon-Boss Jeff Bezos mit der „Washington Post“ oder die Wella-Erben in der Unseld-Familienstiftung bei Suhrkamp eint, ist ihre finanzielle Power für ein notorisch finanzschwaches Business. „Wir freuten uns auf Porschemotoren für den Trabant“, schreibt Peter Richter in seinem Roman „89/90“ über die untergehende DDR. 25 Jahre später dürfen sich Bücher auf Porschemotoren und Taurin als Treibstoff freuen. Der Dalai Lama reicht Gummibärchensaft in Buchform. Und nur unverbesserliche Bildungsbürger beharren: Benevento ist, bitteschön, immer noch ein Weltkulturerbe bei Neapel.

marc.reichwein@weltn24.de

# Die Revolution der Oper frisst ihre Kinder

## Zurück zu den Ursprüngen und zu Victor Hugo: Eine fesselnde Deutung von Giuseppe Verdis „Rigoletto“ in Stuttgart

MARCO FREI

In der Vergangenheit hat sich Sylvain Cambreling als ein aufregender Verdi-Versteher präsentiert, allerdings weniger in Stuttgart. Umso erfreulicher und kühner ist die jetzige Neuproduktion von Verdis „Rigoletto“: Sie zählt zum Stärksten, was man zu dieser Oper bislang gesehen und gehört hat. Das beginnt schon mit dem Dirigenten.

Statt die Italianità auf eine ermüdende Aneinanderreihung von Humtata-Klischees zu beschränken, mit plump schmetternden Aufmärschen, lauscht Cambreling tief hinein in die Farbenpracht und den subtil grotesken Humor der Partitur – wohltuend differenziert und glasklar artikuliert, stets mit zupackender Verve; wobei sich der dritte Akt zum Hörkrimi allererster Güte steigert.

Cambrelings Verdi ist ein Befreiungsschlag, was sich in der Regie des Stuttgarter Opernintendanten Jossi Wieler und Sergio Morabitos fortsetzt. Für ihre Inszenierung konfrontieren die beiden die Oper „Rigoletto“ mit der Vorlage von Victor Hugo – dem Versdrama „Le roi s’amuse“ von 1832.

Mit Hugo hat Verdi gemein, dass es wegen des Stoffes Probleme mit der Zensur gab. Ein Regent, der sich unsittlich und auf Kosten seiner Untertanen vergnügt: Das ging zu weit. Doch während Verdi seine Oper anpasste, änderte Hugo nichts. Sein Versdrama blieb fünfzig Jahre lang verboten. Bei Hugo wirkt manches wesentlich härter, was die Stuttgarter Inszenierung aufgreift. Noch dazu spielt Verdis „Rigoletto“ nicht in Mantua, sondern in Hugos Paris.

Hier vergnügt sich der „König“; wobei sich die Frage stellt, wer eigentlich regiert – der Herzog (strahlend: Atalla Ayan) oder der Hofnarr Rigoletto (großartig: Markus Marquardt). Wieler und Morabito zeichnen diesen als Revoluzzer, der in einem schäbigen Hinterhof illegal eine Druckerei betreibt. Hier werden Flugblätter verbreitet, in den Farben der Trikolore. Auch seine Tochter Gilda (überragend: Ana Durlovski) hält Rigoletto hier versteckt. Mit seiner Losung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ hat er sie angesteckt. Eine Dartscheibe baumelt an der Tür, im Zentrum prangt „Le Roi“. Auf einer Mauer ist „Viva Verdi!“ zu lesen: In Italien war Verdi bekanntlich eine Leitfigur der italienischen Einheitsbewegung.

A.T. SCHAEFFER

Auch mal gern im Hermelin des Herzogs: Markus Marquardt als Rigoletto

Doch der „edle Revolutionär“ Rigoletto begeht dieselben widerwärtigen Verbrechen, gegen die er eigentlich aufbegehrt. Bei Wieler und Morabito vergewaltigt er sogar die Tochter des Grafen Monterone, die als stumme Rolle umhergeistert. Die Verfluchung durch ihren Vater (einnehmend: Roland Bracht) hat Rigoletto hier ganz und gar verdient. In dieser Welt gibt es kein Gut und Böse. Alle missbrauchen ihre Macht und machen sich schuldig. Und während die schöne Fassade eines degenerierten Systems jäh zusammenbricht, dreht sich die Bühne und legt den Blick frei auf die kahlen Rückwände der Kulissen – ein starkes Bild.

Denn auch die hehren Prinzipien der Revolutionäre taugen nichts, weil sie von ihnen selbst verraten werden. Die Revolution frisst ihre Opernkinder, auch deswegen mutiert das Verhältnis zwischen Rigoletto und Gilda bald zu einem handfesten Vater-Tochter-Konflikt. Das endet tödlich, weil der Revoluzzer-Narr ideologisch verblendet ist. Helden gibt es hier nicht, sondern nur Antihelden. Sie sind nicht sympathisch, sondern abstoßend. Darin gehen Wieler und Morabito weit über Verdi und Hugo hinaus.

Victor Hugos buckliger Narr hat nämlich sehr viel von dessen Quasimodo. Beide vereinen äußere Hässlichkeit mit hochherzigen Gefühlen, in Stuttgart aber bleibt dieser Narr verstörend indifferent – weil Hugo konsequent weitergedacht wird. Als demokratischer Systemkritiker fürchtete Hugo um die Ideale der Revolution. Nach den Abgründen des 20. Jahrhunderts, wo „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“ mit Totalitarismen unterschiedlicher Art verwechselt wurden, klafft beklemmende Gewissheit. Diese Inszenierung entlarvt die Geschichte als abgründiges Kontinuum.